

Die neue Welt

Nr. 34

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Lebensdrang.

Roman von Paul Ilg.

(Fortsetzung.)

Martin war milde, im Labyrinth der Sehnsucht umherzutollen und sich narren zu lassen von trunkenen Wünschen, die mit einem täuschenden Schimmer auf allen Dingen lagen und das Herz doch so grausam unbefriedigt ließen. Ihn gelüstete es, sich über ein breites, messingbeschlagenes Hauptbuch zu beugen, gewichtige Zahlen einzutragen und von ganzer Seele das friedliche Glück zu empfinden, das ein guter, mit List und Geschick erkämpfter Geschäftsstand dem Menschen einflößt. Nicht das gemüthvergiftende wüste Treiben des Spekulanten, der Jäger und Wild in einer Person ist, sondern ein redlicher, fleißer, erforderlicher Handel lag ihm im Sinn, mit dessen Ausdehnung der Eigner zufrieden altet und alle Ehren einheimst, die der zielbewußten Eichtigkeit beschieden sind.

Und dann heimzukehren von solchem Walten in eine reiche, sonnige

Häuslichkeit, an die Quelle der irdischen Liebe — das dachte Martin jetzt der ganze Sinn des Lebens, und war doch eine Fülle der Gesichte darin, die weit mehr verhieß als seine verwegensten Träume von Glück und Streben.

Nein, es half nichts, den höchsten Berg zu erstürmen, wenn man nicht vom Gipfel hinabsehen konnte auf ein bekanntes geliebtes Dach: „Seht, dort ist mein Heim und Willkommen!“

So brauste denn jetzt die Welt an ihm vorüber, immer wechselnde Bilder und Erlebnisse, allein in seiner Brust fehlte der klare Spiegel, all die Schönheit zu begreifen, und den flüchtigen Genuß des Augenblicks verdrängte das stete

Verlangen nach immer neuen, stärkeren Reizen. Plötzlich fühlte sich Emmi leidenschaftlich umschlungen. Wie sie in sein erregtes Gesicht blickte, dem das feurige Gefühl des Beschüßers auf Leben und Tod einen verkündeten Ausdruck gab, wußte sie sich über alle Massen geliebt.

„Hast Du mich auch wirklich gern? Kann das kleine Herz im Notfall einen Kampf aufnehmen?“ flüsterte er, ganz beseligt von ihren zärtlichen Taubenaugen.

Er senkte zwischen Freude und Bangen. „Das geht nicht so im Sandumdrehen. Ich müß' halt noch drei, vier Jahre tüchtig studieren!“

„Warum denn nicht? Es gibt ja so viele Studenten, die verheiratet sind!“ fügte sie schnell hinzu, als fürchte sie, ihn zu verlieren.

Martin konnte nicht mehr sprechen vor Rührung. Sein Herz war eine Weile lauter Dankbarkeit und Anbetung. Unter ihnen —

kaum hörbar

— zerflossen

die leichten

Wellen am Ge-

stein, die leichten

ersterbenden

Stimmen der

wilden Empö-

rung, die an-

hub, als das

vieläugige Un-

geheuer mit

Tauchen und

Stampfen den

abendlichen

Frieden der

Wasser gestört

hatte. Allmäh-

lich wurde auch

Emmis leicht-

beschwingtes,

flatterhaftes

Seelchen er-

griffen von der

verschleierte,

schwerenmütigen

Schönheit der

Nacht. Sie

dachte daran,

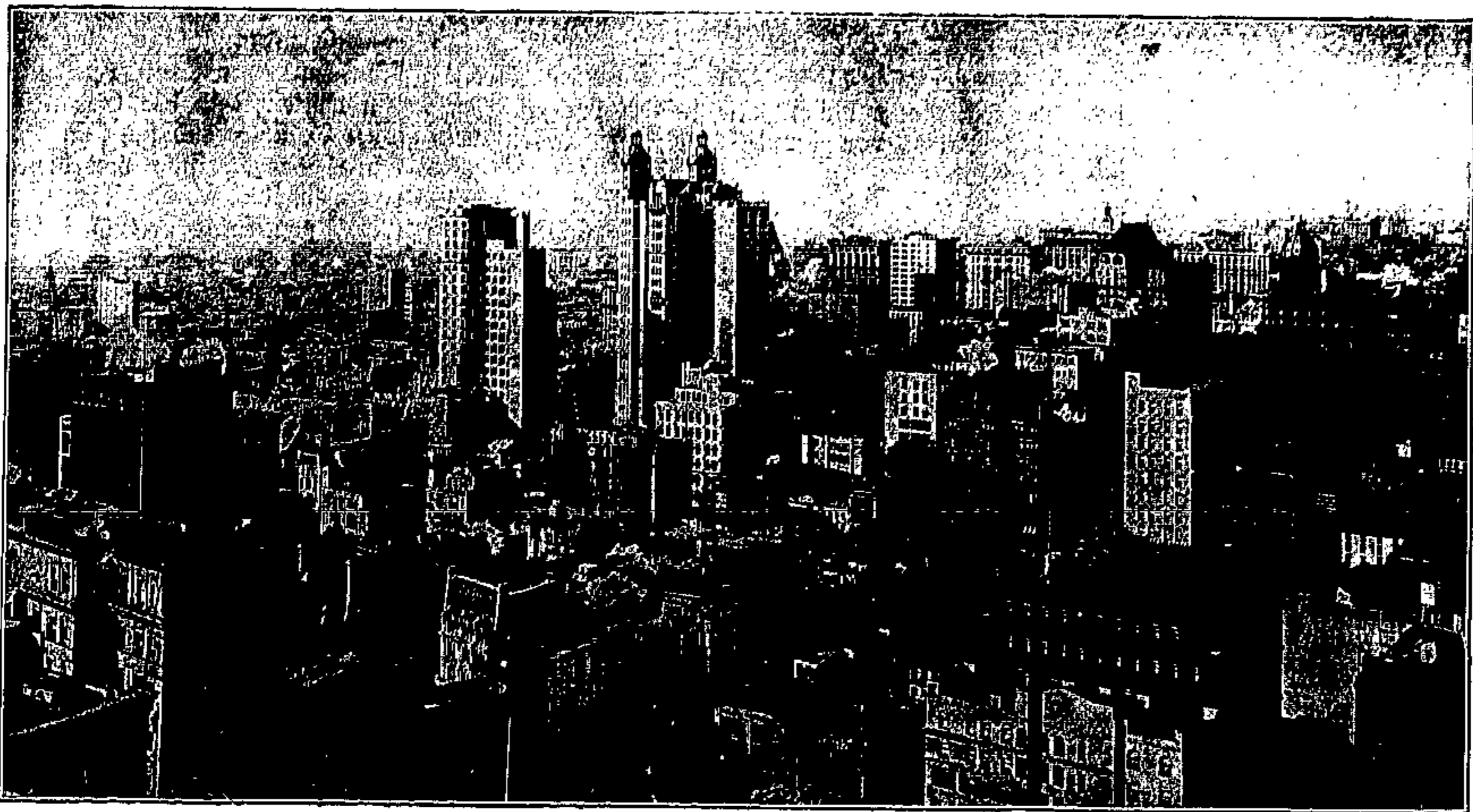
daß weit hinterm Sankt Gotthard, der nur mehr wie eine Ahnung mit seinem weißen Haupt von der Grenze des Sichtbaren hervortrat, eine Mutter war, die ihr Kind vermißte — das einzige Kind.

Seftig erschauernd, fröstelnd klammerte sich Emmi an den Geliebten an.

„Kommi, wir wollen zurück. Ich fürchte mich!“ drängte sie verwirrt.

Er folgte ihr, aber schon wieder in ganz anderen Gedanken.

„Bedenke, daß Dein Vater plötzlich sterben kann. Heute, morgen schon. Und glaube mir, daß Deine Mutter dann alles versuchen wird,



New York.

Mit einem Sturm von Küssen schloß sie ihm die fragenden Lippen. Ein feiner, süßer Weinduft entströmte ihrem Munde und mischte sich mit dem Parfüm, das ihn recht seltsam an das Vouidoir der Sichelwirtin erinnerte. Dann fing Emmi in glücklicher Nachdenklichkeit zu plaudern an.

„Am liebsten möcht' ich, Du würdest etwas Hohes bei der Regierung. Vielleicht Nationalrat. Denk mal, wenn sie Dich dann gar zum Präsidenten wählten! Du bist ja so geschick und verstehst alles. Nur nicht Spekulant. Das ist so gräßlich! Meinst Du nicht, Du könntest ein berühmter Redner werden?“

um uns auseinander zu bringen!" Das sagte Martin hastig, mit abgewendetem Blick.

"Warum lassen wir uns denn nicht endlich trauen? Dann hätten wir doch nichts mehr zu fürchten?" gab sie voll Pein und Mißmut zurück wie immer, wenn er auf ihre Mutter zu sprechen kam. Sie fühlte instinktiv, daß es nicht nur mütterlich-ehrgeizige Grinde waren, die Martin entgegenstanden, — war aber doch zu schwach und allzusehr im Bann seiner überlegenen Natur, um den schlimmen Zweifeln nachzuforschen. Sogar sträubte sie sich mit eifersüchtigem Trotz gegen so manche eigne Wahrnehmung im Elternhause, die sie zum Nachdenken zwang darüber, weshalb Martin die auffallende Günstigkeit ihrer Mutter plötzlich verloren haben sollte.

Wenn sie sich dazu noch des beschwörenden Tones erinnerte, womit ihr der Vater die Heirat mit Martin ohne der Mutter Wissen zur Pflicht gemacht hatte, so ging ihr die Furcht wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Dann mußte Martin sie fest in seine Arme schließen. Auf ihn allein mochte sie noch vertrauen. Nur nicht zurück zu den Eltern! Nur das nicht. So völlig losgelöst wähnte sie sich von den Spalieren ihrer Kindheit.

"Was auch geschehen mag: ich muß ihr die Augen öffnen, — beizeiten! Es ist besser für sie und mich!" beschwor sich Martin aufs neue und konnte doch in seiner Bewegung den vorbereitenden Ton nicht finden, denn zwischen seine Versuche drängte sich immer wieder der atemraubende, sinnverwirrende Gedanke an Klara, die wohl nur auf eine leitende Spur wartete, um sich ihres Kindes wieder zu bemächtigen. Wo mochte sie sein? Es war zu denken, daß sie unsäglich litt. Und wenn sie für ihn kein Verzeihen hatte? Oft fand er selbst, sein Vergehen an ihr sei so schwer, daß keine Seelengröße Erbarmen für ihn fühlen könne. Was stand ihm denn bevor? Dann hieß es also: wieder hinab in die lähmende Enge — mit gebrochenen Schwingen — um nie wieder hinaufzukommen. Emmi konnte ihn nicht erretten vor diesem Sturz, sie war nicht widerstandsfähig. Und während er von neuem mit erniedrigenden, ärmlichen Verhältnissen kämpfte, konnte Klara Willen und Neigung der Tochter leicht von ihm ab auf einen anderen, Bessergestellten lenken. Das war dann in der Tat: „Wie gewonnen, so zerronnen!" Bald würde das heiß bestandene Abenteuer hinter ihm liegen wie ein Traum, der sein künftiges Leben mit bleierner Schwermut erfüllte.

Maags' plötzlichen Tod empfand Martin zwar als einen gerechten, wenn auch dunklen Schicksalsschlag. Nichts in ihm lehnte sich dagegen auf.

"Was würdest Du tun, Emmi — wenn Dein Vater tot wäre? Im Ernst?" fragte er endlich in drei, vier Stappen, die wie Hammerschläge der Gewißheit fielen. Dabei hielt er ihre Hand mit seinen beiden fest umschlossen und sah sie angstvoll, gespannt an.

Das war mitten auf der Straße — der mondbeschiedenen — vor einem Garten, der die Luft weit und breit mit Rosenhauch durchwürzte.

Emmi machte eine vergebliche Anstrengung, den furchtbaren Argwohn abzuweisen. Sie atmete schnell, warf wirre Blicke umher, als fürchte sie jemandes Nahen, und stammelte:

"Wenn Du etwas weißt, — warum . . . warum sagst Du mir's denn nicht?"

Martin zog sie völlig an sich. Aber sein Mut war gebrochen wie nie zuvor. Er geberdete sich nach Armsünderart, zitterte und stöhnte, als sei er selbst des Trostes, der Hilfe bedürftig.

"Ich hätt' es Dir schon lange sagen sollen. Es ist ja wahr. Schon als wir von Genf abreisten —"

Das Mädchen war aus allen Himmeln gefallen. Eine Angst kam sie an, daß sie wieder

weinen noch reden noch sonst sich bewegen konnte. Schmerz war nicht dabei. Kein Funke davon. Nur Grauen und Schauern, Furcht und Entsetzen.

"Da bin ich ja nicht beim Begräbnis gewesen!" fuhr es ihr durch den Sinn, und diese groteske, schülerhafte Vorstellung drängte sich ihr lange auf, wie wenn dies der bittere Kern des Übels sei. Erst als er wieder auf sie einsprach mit zagen, bagen Trostworten, von Heimkehr und Aussöhnung mit Frau Klara, — da fühlte sie zum erstenmal seit der Flucht die Augen der Mutter ernst und traurig auf sich gerichtet. Der kindliche Reichtum zerstob im Nu vor diesen schmerzvollen Blicken, die das Herz auswühlten. Unaufhaltsam flossen jetzt die Tränen . . . lange, lange.

Martin geleitete sie zu einer Bank und setzte sich schweigend, nachdem er den erbärmlichen Schatz von Zuberficht ausgespielt hatte. Sein Gewissen klagte ihn heimlich an und füllte sein Herz alsbald mit kaltem Trotz. Vielleicht war es Emmis Schluchzen und Weinen, in dessen stürmischem Auf und Ab er deutliche Anklagen hörte, wie Löwenschreie aus der Meeresbrandung. So wie der Arzt das Ohr auf die Brust des Kranken legt, verfolgte Martin ihre Schmerzausbrüche.

"Gott, o Gott!" stöhnte er ohne inneren Anteil und ohne ein Gefühl der leiblichen Gemeinschaft, als er aus lauter Hilflosigkeit den Arm um sie legte und die Hand auf ihre Stirn. „Du weinst ja nicht um den Vater. Du hast ihn ja nie gemocht. Warum weinst Du denn?" forschte er endlich unbarmherzig, weil ihm die Qual die Brust verschnürte.

Emmi sprang auf und floh, so schnell sie die Flügel trugen, auf das Hotel zu.

Beim Portal holte er sie ein und hielt ihren Arm fest umklammert.

"Bist Du toll?" zischte er furchtbar entsetzt. „Du läufst vor mir davon? Was hab' ich Dir getan?"

Aber sie blickte ihn an aus geröteten Augen, ganz bleich, als stände der Mörder des Vaters vor ihr — auch ihr Leben bedrohend.

"Ich will heim . . . zu meiner Mutter! Laß mich los oder ich rufe!" rief sie außer Atem, flehend, furchtsam und — wie er fühlte — seinem Herzen, seinem Schicksal im Innersten abgekehrt, entfremdet. Eiskalt trat ihm der Schweiß auf die Stirn. Jedes Gefühl erstarrte augenblicklich in einer eisigen Stumpfheit. Es war ihm, als verkröche sich alles in seiner Brust. Ganz entseelt starrte er die Geliebte an. Mit ihrem Zerren und Reißen mußte sie ihn erst aufwecken aus einer schweren Betäubung. Dann ließ er sie fahren.

"Also denn —", machte er heiser, mit erkämpfter Resignation. „Ich will Dich nicht abhalten."

Während Emmi auf den verdunkelten Liftboj zueilte, trat Martin wieder ins Freie, ganz geblendet von der blinkenden Urkraft menschlicher Wandlung.

Nach einer kümmerlichen Aussöhnung, die in der Eile, mit der am folgenden Morgen die Abreise bewerkstelligt wurde, etwas Notgedrungenes erhielt, fuhr Emmi nach Hause. Martin wollte sie bis nach Luzern begleiten und dort verbleiben, bis sie ihm schrieb, welche Aufnahme ihr daheim geworden und wozu die Mutter entschlossen sei. Die Idee einer gemeinsamen Rückkehr vermochte er nicht in die Tat umzusetzen, denn schon die Vorstellung des Zusammentreffens mit Frau Klara verursachte ihm Grauen und Uebelkeit. Mit Emmi war auch nicht zu beraten. Sie antwortete auf alles nur mit Tränen und Jammer und befand sich in einem irrfinnigen Erwartungsieber. Einmal war es die Furcht, die Mutter könnte in ihrer Verlassenheit schwermütig geworden oder irgendwo unterwegs

sein auf der Suche nach der Tochter. Dann wieder ergab sie sich der Angst, die Liebe der Mutter völlig verloren zu haben. Sie überschüttete Martin mit leidenschaftlichen Anklagen: „Du bist schuld an meinem Unglück. Warum stehest Du mich nie an Mama schreiben? Jetzt wird sie mich fortjagen, wenn ich heimkomme. — o Gott! und Du hast ja nicht einmal so viel, um Dich selber durchzubringen!" Aber im nächsten Moment warf sie sich ihm an die Brust und flehte, sie doch nicht ganz und gar zu verlassen.

Seine Tröstungen waren im Nu aufgezehrt wie Späne von einer starken Glut. Fühlte sie doch, daß er selbst nicht die Kraft hatte, als ein Mann vor ihre Mutter hinzutreten und seine Tat zu verantworten. Schöne Verheißungen gab es nicht mehr. Alles, was er geben konnte, waren Beteuerungen der Liebe und Treue. Auch sein Brief an „Frau Witwe Klara Maag", in welchem er nach seiner Angabe alle Schuld auf sich genommen und für Emmi Verzeihung erbeten hatte, war nicht geeignet, das Vertrauen in seiner Männlichkeit zu festigen.

Emmi hatte insgeheim vorgeahwebt, er würde vorausfahren, ihr den kummervollen Weg dadurch erleichtern, daß er den ersten Sturm bestand und vielleicht durch ein entschiedenes Auftreten noch mehr als nur Pardon erwirkte. Da er mit keinem Wort an diese Hoffnung rührte, schwieg auch sie davon. Aber ihr schwer enttäushtes Herz füllte sich mit wachsender Erbitterung, die nur durch die Furcht vor dem Kommenden gebändigt war. Die kindlich lange Miene wich mitunter einem Ausdruck kalter Verachtung. Martin ahnte, was in ihr vorging.

"Sie hält mich für ruchlos und feige!" mußte er denken, und die Schande eines Menschen, der auf dem Markte vor aller Augen ausgepeitscht wird, konnte nicht grausamer sein als die Erniedrigung, die Martin empfand, da er zusehen mußte, wie die ahnungslose Seele sich Stunde um Stunde mehr von ihm abkehrte. Im weiten Feld der Gedanken, der schrankenlosen Gefühle fand sich kein Steg, kein Schlupfwinkel der Rettung vor dieser Schmach. So rächte sich die Macht der menschlichen Sitte und Güte, gegen die er sich jugendlich aufgelehnt hatte. Selbst der Weg des offenen Geständnisses war ihm verlegt. Ach, schon die Hälfte dessen, was er zu beichten hatte, wäre, wie er fühlte, hinreichend gewesen, eine liebende einfältige Mädchenseele mit Haß und Abscheu zu erfüllen. Die dunkelsten Vorstellungen von Barbarei und Blutschande wären gegen ihn aufgestanden.

Als sich die beiden im Bahnzug dumpf und stumm gegenüber saßen, hätte wohl niemand ein Hochzeitspärdchen in ihnen vermutet. Mit stieren Augen verfolgte jedes für sich das Vorüberfahren der Landschaft, die vor dem Tunnel noch südlich blau und trostreich war, hernach jedoch herbftlich trüb und niederstimmend. Nebelschwaden belagerten die Klippen; dem ersten Schneefall war Regen gefolgt; leicht und schädig starrten die Hänge, Frost und Schauer erregend. Der Smaragdspiegel des Vierwaldstättersees hatte sich traurig entfärbt und schien kraus vor Mißmut über den bewölkten grauen Himmel, die öden, entlaubten Matten.

Martin suchte sich umsonst den Anschein ruhiger Gefäßtheit zu geben. Das innere Elend tyrannisierte ihm den ganzen Körper.

Emmi war todmüde. Oft senkten sich ihre Lider, und Seufzer entflohen der hangen Brust. Sie hatte die ganze Nacht schlaflos zugebracht. Eine bleierne Apathie war nun die Folge davon und legte sich wie ein Alb auf ihr Fühlen und Denken. Erst bei der Ankunft in Luzern raffte sie sich wieder auf.

(Schluß folgt.)

Optische Täuschungen.

Von Hugo Hillig.

Das menschliche Auge ist nicht das vollkommene und unfehlbare Sinnesorgan, für das wir es halten. Es kann uns nicht davor behüten, Eindrücke zu empfangen, die sich nachher vor der Vernunft als falsch ausweisen. Die Beteuerung, ein Ding oder einen Vorgang mit eigenen Augen gesehen zu haben, ist nicht so sehr wert, wenn man weiß, zu welchen Irrtümern uns das Auge verleiten kann. Der Physiker Helmholtz hatte sehr recht, als er einmal das menschliche Auge mit einem optischen Instrument verglich, das aber so unvollkommen und mit so vielen Fehlern behaftet sei, daß er es dem Optiker zurücksenden würde.

Das Gebiet der Unvollkommenheiten des menschlichen Auges ist groß und es steht noch gar nicht fest, wie viele von diesen Unvollkommenheiten auf krankhafte Zustände, auf Vererbung oder auf Verkümmern oder Entartung zurückzuführen sind. Wenn wir das menschliche Auge in der Aktion des Sehens mit dem des Tieres, besonders der höher entwickelten Tiergattungen, vergleichen, so kommen wir leicht zu dem Schluß, daß beim Menschen eine gewisse Entartung des Auges vorhanden sein muß. Ein Wunder wäre es nicht und der nächste Anhalt zum Beweis dieser Entartung ergibt sich vielleicht schon aus dem Unterschied zwischen der Sehkraft des Kulturmenschen und des Naturmenschen.

Wenn wir uns auch nur im größten den sinnlichen Vorgang des Sehens vorstellen, dann begreifen wir halbwegs, wie leicht in dieser allerfeinsten und allerempfindlichsten Sinnesfunktion in seiner Aufeinanderfolge von physikalischen, physiologischen und psychologischen Stadien Abweichungen von der in den Traditionen des Menschengeschlechts befestigten Regel der Normalität vorkommen können. Schließlich ist diese Regel, die normale Gesichtsempfindung, auch nur ein Fazit aus vielen Abweichungen und Abnormalitäten gezogen; die von dem Physiker Hering vertretene Theorie des Nativismus, d. h. daß die Gesichtsempfindung und ihr psychologischer Niederschlag in Intellekt, angeboren sei, dürfte also im Prinzip nichts anderes sein, als die Theorie des Empirismus von Helmholtz, der sie, wie schon der Name besagt, der Erfahrung zuschreibt. Aber auch das für normal gehaltene Auge funktioniert nicht immer so zuverlässig, daß der von ihm dem Intellekt übermittelte Eindruck der Vernunft standhält. Hier liegt die Ursache dieser Unzuverlässigkeit weniger an dem Apparat des Auges, weniger auch an den physiologischen Funktionen des Sehnerven, als vielmehr daran, daß sich dem durch das Auge aufgenommenen und dem Gehirn übermittelten Eindruck eine selbständige, mehr oder minder unwillkürliche psychologische Aktion anhängt. Dieser Vorgang, der sich im Gehirn abspielt, ist es, der schließlich das wahre Bild verwischt und an Stelle des Tatsächlichen die psychologische Konstruktion einer Form oder einer Farbe vorspiegelt, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist, die wir aber so lange für wahr halten, bis wir uns auf dem Umwege über die Vernunft überzeugt haben, daß die Wirklichkeit anders, daß unser Anschauungsbild falsch ist. Wo solche Erscheinungen auftreten, da geht es freilich nicht in dieser abgezielten Reihenfolge und in dem langsamen Tempo, wie hier die Skizzierung der Vorgänge erfolgt.

Alles das geschieht vielmehr in blitzartiger Schnelligkeit, ohne daß wir uns der einzelnen Stadien beim Sehen bewußt werden.

Das tägliche Leben bietet uns viele solcher Erscheinungen, an denen wir die Unzuverlässigkeit des Auges bemerken können, und ganz un-

bewußt drücken wir dem Auge hundertmal am Tage unser Mißtrauensvotum dadurch aus, daß wir nachmessen, abzirkeln, loten, mit dem Lineal, mit der Waage arbeiten, das Winkelmaß gebrauchen usw. Alles das wäre nicht nötig, wenn wir uns auf unser Auge verlassen könnten.

Am häufigsten kommt es vor, daß wir uns über Flächenmaße und Farben täuschen. Außerdem sind selbstverständlich noch viele andere Täuschungsmöglichkeiten vorhanden. Bei den Täuschungen über den Raum spricht man von pseudoskopischen Erscheinungen und von komplementären Raumvorstellungen, bei den Täuschungen über die Farbe spricht man von komplementären Farbenvorstellungen.

Wir wollen uns zunächst mit den Täuschungen über den Raum befassen, die im Leben als optische Täuschungen in vielen Variationen bekannt sind. Es wird uns an einigen dieser Beispiele möglich sein, ihren Zusammenhang mit dem praktischen Leben zu beweisen und dadurch darzulegen, wie gut es ist, wenn man solche Erscheinungen beizeiten erkennt, damit man mit ihnen rechnen und, wo sie unerwünscht sind, ihnen aus dem Wege gehen kann.

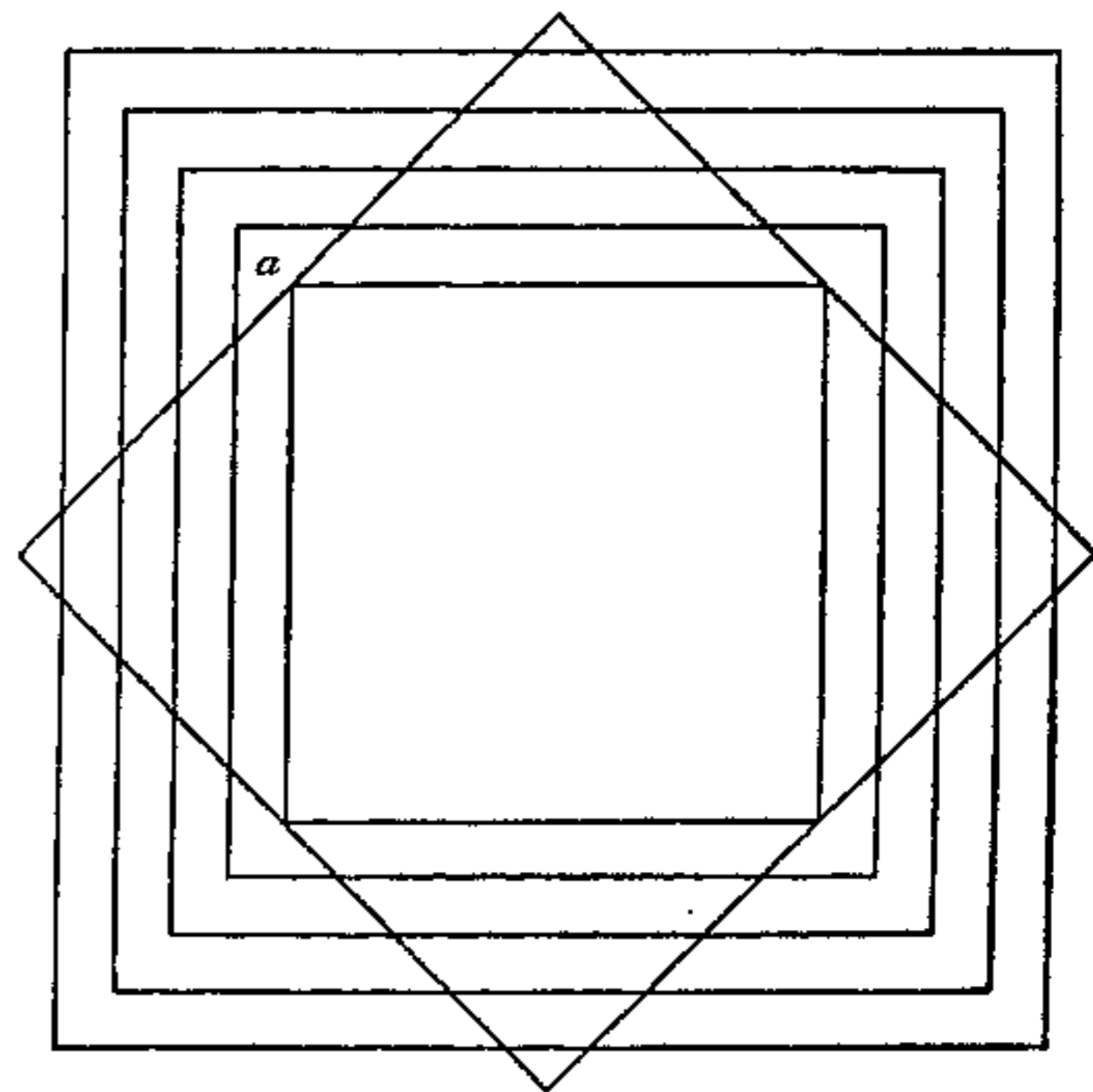
Ueber das Wesen der komplementären Raum- oder Farbenvorstellung wird man am besten klar, wenn man ein psychologisches Experiment mit sich selbst macht, — wenn man dazu geeignet ist. Man braucht z. B. sich nur im Geiste ein Rad vorzustellen, das immerwährend in einer Richtung rotiert. Je lebhafter diese Vorstellung ist, desto schneller und deutlicher wird uns folgende Erscheinung auffallen: in der (gedachten) rotierenden Bewegung des (gedachten) Rades tritt nach einiger Zeit eine Hemmung ein und das Rad fängt plötzlich an, nachdem es einen Moment stillgestanden, langsam rückwärts zu laufen, immer schneller rückwärts zu rotieren, bis die Schnelligkeit einen gewissen Grad erreicht hat; dann bleibt das Rad wieder langsam stehen und dreht sich nun abermals in der umgekehrten Richtung. Die Drehung des Rades geht also erst nach einer Richtung, sagen wir nach rechts, dann dreht es sich nach links, dann wieder nach rechts, dann wieder nach links und dieser Wechsel der — immer gedachten — Bewegung wird so lange vorhalten, wie unsere Einbildungskraft überhaupt imstande ist, im Geiste ein deutliches Bild des Rades zu konstruieren.

Wer nicht imstande ist, eine solche Begebenheit sich im Geiste so intensiv vorzustellen, daß er es bei geschlossenen Augen zu sehen vermeint, der kann das Experiment in anderer Weise anstellen, auf die der japanische Physiker Terada aufmerksam gemacht hat: man streut Wärlappfäden (oder andere leichte, schwimmende und in der Farbe vom Wasser absteckende kleine Gegenstände, wie weiße Papier- oder Korfstückchen auf eine Wasserfläche in einem flachen Gefäß, bringt sie durch Blasen mit dem Munde oder durch ein Rohr in rotierende Bewegung und beobachtet dieses Spiel sehr aufmerksam; plötzlich richtet man den Blick auf eine in der Nähe bereitgestellte glatte Fläche und es wird uns auf dieser Fläche sofort dasselbe Spiel wie auf der Wasserfläche erscheinen, nur daß die Bewegung umgekehrt ist und daß auch in der Farbe komplementäre, gegensätzliche Wirkungen eintreten; hoben sich der Wärlappfäden oder das Papier oder die Korfstückchen hell von der Wasserfläche ab, so werden sie uns jetzt dunkel erscheinen, waren sie auf der Wasserfläche dunkel, so werden sie uns jetzt hell erscheinen. Hierher gehört es auch, wenn wir im Eisenbahnzug plötzlich die Gewißheit über die Fahrtrichtung verlieren, wenn wir in umgekehrter Richtung zu fahren oder stillzustehen vermeinen, während sich draußen Bäume und Häuser wie rasend fortbewegen, es gehört auch hierher, wenn wir auf einer Brücke stehen, in das fließende Wasser schauen und plötzlich den Eindruck haben, als

stände das Wasser still und wir mit der Brücke schwimmen darüber hin. Alles das hat dieselbe Ursache, wie das Beispiel von dem rotierenden Rad; es ist auch desselben Ursprungs, wie die komplementären Farbenerscheinungen, die wir im Prinzip schon bei dem Beispiel vom Wärlappfäden kennen gelernt haben. Sehen wir eine Fläche mit dunklen Zeichnungen, Strichen oder Punkten an, so wird uns beim Wegblicken mehr oder weniger deutlich dasselbe Bild, aber umgekehrt, erscheinen: was vordem hell war, ist jetzt dunkel, was vordem dunkel, ist jetzt hell. Handelt es sich nicht nur um helle und dunkle Flecken, also um Schwarz und Weiß, sondern um Blau, Grün, Gelb oder Rot, so werden wir außer der Zeichnung auch die gegensätzliche Farbe erblicken. Die gegensätzliche Farbe ist immer die, die der anderen in dem zu einem Farbkreis zusammengezogenen Spektrum gegenübersteht: Rot wird Grün, Blau wird Gelb, Grün wird Rot, Gelb wird Blau als komplementäre Farbenerscheinung erzeugen usw.

Zur Erklärung dieses Phänomens müssen wir uns eine Ermüdung der psychischen Vorstellung als Ursache denken und weiter theoretisch annehmen: diese Ermüdung sei perfekt, wenn die Hemmung in dem gedachten bewegten Bilde eintrete und wenn sich nun die gedachte Bewegung in ihr Gegenteil verkehre. Diese gegensätzliche Bewegung halte so lange an, bis wieder eine Ermüdung der Psyche fällig sei und dann verkehre sich das Bild wieder in ihr Gegenteil und das geschehe so lange, wie die Vorstellungskraft das Bild überhaupt intensiv genug darstellen könne; erlahme die Vorstellungskraft, dann verblasse auch das Bild und es gelinge nicht, es weiter im Geiste zu 'sehen'. Wir wollen nun versuchen, ob wir diese Erklärung in der Theorie auch bei unseren Beispielen wiederfinden. Wir werden dann erkennen, daß sie am letzten Ende nicht die physiologische Funktion des Auges zur Ursache haben, sondern eben aus dem psychologischen Vorgang entspringen, der sich unmittelbar an den Gehalt anschließt.

Das beigegebene Bild zeigt uns einige ineinander eingeschachtelte Quadrate; über diese ist ein über Eck stehendes Quadrat gezeichnet. Die Seiten dieses Quadrates erscheinen uns in der Mitte geknickt und wir können tun was wir wollen: diesen Eindruck werden wir nicht los, die Linien sehen nicht gerade aus.



Und doch ist das bloß Täuschung, denn in Wirklichkeit sind diese Linien ganz gerade. Blicken wir noch genauer hin, so scheint es uns, allerdings nur flüchtig, als wenn an den Stellen, wo die Linien des spitzstehenden Quadrates die Linien der fünf breitstehenden Quadrate überschneiden, weiße Stellen, also Lücken in den Strichen vorhanden wären. Auch das ist Täuschung und so verschieden sich diese Erschei-

nung von der oben erwähnten Knickung der Linien zeigt, so hat sie doch dieselbe Ursache, wie diese: eine komplementäre Raumvorstellung. Die Erklärung finden wir leicht, wenn wir von dem kleinen mit *a* bezeichneten Dreieck ausgehen. Genau in der Mitte der Hypothense (der schrägen Linie, die die beiden Katheten, d. h. die rechtwinklig zueinander stehenden kleinen Seiten des Dreiecks, miteinander verbindet) liegt die Spitze des innersten Quadrates auf.

Wenn das nun auch nicht eine notwendige Vorbedingung dieser Erscheinung der Knickung ist, so unterstützt dieser Umstand sie doch; auch wenn die Spitze des innersten Quadrates nicht direkt auf die Hypothense anstrifft, zeigt sich die Knickung, jedoch weniger auffällig. Die Hypothense wird also an der Berührungsstelle der Quadratspitze halbiert und diesen Umstand bemüht das Auge, um sogleich eine komplementäre Raumvorstellung daran zu knüpfen: es sucht ein Gegenbild der beiden Katheten im Geiste zu konstruieren und es wird dabei nötig, daß an der Berührungsstelle der Quadratspitze die Hypothense gebrochen erscheint, weil sich das Auge bemüht, denselben Winkel, nur umgekehrt, wie ihn die beiden Katheten bilden, herzustellen. Das ergäbe ein neues, kleines Quadrat und weil zu dieser totalen Umwälzung der Wirklichkeit vielleicht die Kraft des psychologischen Vorganges nicht ausreicht, so gibt sich das Auge mit dem Erreichbaren zufrieden und stellt das gegenläufige Bild der beiden Katheten nur soweit her, als es eben geht: die Hypothense wird gebogen. Dasselbe wiederholt sich bei jedem Quadrat aufs neue und die Folge ist, daß alle vier Linien des übereckstehenden Quadrates in ihrer Mitte geknickt erscheinen, weil das Auge diese Linien immer dazu bemühen will, ein Gegenbild zu den rechten Winkeln der breitestehenden Quadrate herzustellen.

(Schluß folgt.)

✽

Ankunft im Hafen von New York

Von A. G. Grant.

Nach achttägiger Fahrt hat der Dampfer *Sandy-Hook* umschifft und läuft in den Hafen von New York ein.

Ein eigenartiges Panorama. Soweit das Auge trägt, wimmelt das Fahrwasser von kleinen und großen Booten, Segelschiffen und Dampfern.

Mächtige, mit dem Schutt und Abfall New Yorks belastete Boote eilen, von „Schleppern“ gezogen, dem offenen Meere zu, um ihre unangenehm duftende Ladung dort über Bord zu werfen. Mit den Schätzen des Bodens und der menschlichen Arbeit vollgepfropfte Frachtdampfer kreuzen ihre Wege. Die Schiffsflagge salutierte amerikanischen Kanonenbooten. Da, in der Front der Reiseroute, taucht mehr Land auf. Ungefähr zehn Meilen von der New York City Hall, dem Rathaus von New York, von dem geographisch alle Entfernungen in und um „Groß-New York“ berechnet werden, verläßt der Auswandererdampfer den Atlantischen Ozean und fährt ein in die „Lower Bay of New York“.

Mit seinem östlichen Zipfel, Norton Point, begrüßt den Reisenden rechter Hand Coney-Insel. Das ist die Insel, auf deren gestrüppbewachsenen Sandwüsten findige Yankee im Laufe der letzten Jahre für das Amusement der New Yorker Bürger ein Vergnügungsetablisement nach dem anderen errichten, bis die Gesamtheit der stein- und holzerbauten Schenken, Buden, Roundabouts usw. stadtbähnliche Dimensionen erreichte. Heute haben Eisenbahngesellschaften von der Landseite aus ihre Schienengeleise dahin gelenkt und in den Sommermonaten vermitteln von der See Seite aus Dampfschiffe einen regelmäßigen Verkehr mit

der eigentlichen New York City. Von diesen Einzelheiten freilich kann der Emigrant vorläufig noch nichts sehen, dafür aber bietet linker Hand das Staten Island um so mehr Interesse. Auf dem hügeligen Gelände grüßen kleine Landhäuser aus lieblichen Gärten herüber, überragt von dem aufs Modernste besetzten Fort Tompkins, das mit seinen schweren Geschützen das Fahrwasser beherrscht. Südlich von ihm erblickt man den Tompkins Leuchtturm, dessen Scheinwerfer bei Dunkelwerden die Lower Bay mit Tageshelle überflutet. Die Bay verengt sich nunmehr. Gegenüber von Fort Wadsworth tritt das teilweise heute noch mit Lagunen bedeckte Land, auf das Brooklyn langsam aber sicher im Laufe der letzten Jahrzehnte sich ausgewachsen hat, der Rüste von Staten Island bis auf eine Meile Entfernung näher. Mit Recht hat man dieses pajähnliche Fahrwasser als „the narrows“ (die Engen) bezeichnet, auf dessen Mitte der Dampfer zusteuert. Auf der Brooklyn Seite erblickt man jetzt das Fort Lafayette, das auf einem inselartigen Felsenvorsprung erbaut ist. Zur Zeit der Flut ringsum von Wasser umgeben, ist es zur Zeit der Ebbe vom Ufer aus zugänglich, wo das Fort Hamilton den Rücken deckt.

Die Brooklyn Rüste mit ihrer zirka zwei Meilen langen, baumbepflanzten Strandpromenade rechts liegen lassend, erreicht der Dampfer nunmehr ungefähr sieben Meilen von der City Hall, aus „der Enge“ kommend, die „Upper Bay of New York“.

Das Land tritt rechts und links zurück, das Fahrwasser erweitert sich wieder und unter dem dröhnenden Rufen der Dampfspeisen und mit vermindelter Geschwindigkeit steuert der Dampfer mitten durch die Fluten des Hudson-Rivers. Der Verkehr auf dem Strome wird immer lebhafter. Eigentümlich geformte Personendampfer, deren drei und vier übereinander gesetzte Verdecke vollgepackt mit Menschen sind, die von oder nach ihren Arbeitsplätzen eilen, rauschen mit ihren mächtigen Schaufelrädern vorüber. Doch noch merkwürdiger ausschauende Ferryboote (Dampffähren) lenken die Aufmerksamkeit auf sich. Der Dampfschwengel, der gleich zwei Riesenarmen hoch über dem Verdeck dieser Fahrzeuge emporragt, gibt denselben ein eigenartiges Aussehen. Sie gehören gleichsam, mit den oben erwähnten Personendampfern, zum Charakteristikum des amerikanischen Hafenverkehrs. Da im eigentlichen Hafen von New York keine Brücken den Hudson-River überspannen, vermitteln die Ferryboote den Verkehr mit den einzelnen Stadtteilen, die, auf den verschiedenen Inseln und dem Festlande zerstreut, in ihrer Gesamtheit das 308 Quadratmeilen bedeckende Groß-New York bilden. Bald sind es Menschen, bald sind es Lastfuhrwerke, bald sind es ganze Eisenbahnzüge, welche diese Boote durch die Fluten des Stromes tragen. Das Kreischen ihrer Dampfspeisen übertönt am Tage das geräuschvolle Treiben auf dem Wasser und selbst in der Nacht kommen sie nicht zur Ruhe.

Da, rechter Hand, abermals Land. Es ist Governors-Insel (Gouverneur-Insel). Die grünen Ufer verdecken teilweise die Rampen des Fort Columbus, der gewichtigsten Befestigung im Strome, die sowohl den östlichen wie den westlichen Stromarm, der Manhattan-Insel umschließt, mit ihren Riesengeschützen beherrscht. Zu derselben Zeit passiert der Dampfer die links gegenüber liegende Bedlocks-Insel. Sie ist besonders für den klassenbewußten Arbeiter von Bedeutung. Vom Rasengrün umschlossen erhebt sich hier, auf mächtigem steinernen Sockel, die seinerzeit im Jahre 1876 bei der Zentenarfeier der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von der französischen Republik dem amerikanischen Volke geschenkte eiserne Freiheitsstatue. Das Haupt von goldenem Strahlenkranz umleuchtet, schwingt sie im hoch-

erhobenen rechten Arme eine mächtige Fackel, die nachts den westlichen Teil des Hudson-Rivers mit elektrischem Lichte überstrahlt. Bis vor einigen Jahren bezahlte die Stadt New York die Unterhaltungskosten der Freiheitsgöttin. Dann wurde den Stadtvätern diese Freiheit plötzlich zu kostspielig, sie verweigerten die Moneten und der Staat New York trat mit seinem Geldsack an ihre Stelle.

Raum eine halbe Seemeile von ihr entfernt liegt Ellis-Insel — für den Emigranten gleichsam die Reversseite der amerikanischen Freiheit. Mit Verwunderung erblickt er dort zunächst ein von sechs Thürmen flankiertes zuchthausähnliches Gebäude, dessen graue Steinmauern steil in das Wasser fallen. Beim Vorbeifahren entdeckt er auf der Nordseite einen zweiten steinernen Riesenbau mit großer Landungsbrücke. Das ist Fort Gibson mit der Emigrantenstation oder, wie der amerikanische Volksmund es tauft, die „Bastille im Hudson-River“. Hier ist es, wo seit dem Inkrafttreten des Auswanderergesetzes, das mittellose und alten Personen, Idioten, Krüppeln, mit ansteckenden Krankheiten behafteten, sowie kriminell vorbestraften Leuten und Anarchisten, das Betreten des amerikanischen Landes verbietet — alle im Zwischendeck ankommende Einwanderer beiderlei Geschlechts einer strengen Untersuchung unterzogen werden.

Vorläufig freilich dampft das Einwandererschiff an diesem nicht mit unrecht verhassten Fleckchen Erde vorüber — denn nicht dem Wohlergehen der Zwischendecker, sondern den Interessen der Salon- und Kajütenpassagiere gilt des Kapitäns erste Sorge. Um sie an Land zu setzen, nähert sich der Dampfer dem Ein-Meilen-Radius, wo er mitten im Strome anhält. Regierungsdampfer, den bekannten amerikanischen Adler an der Vorderseite des Kajütendecks in Holz geschnitten und die „Stars and Stripes“ im Wimpel nähern sich. Polizeibeamte in Zivil, Hafenärzte, Einwanderungs- und Zollbeamte steigen aus den verschiedenen staatlichen Fahrzeugen an Bord. Zu derselben Zeit nimmt der Vereinigte Staaten-Postdampfer die von Europa mitgebrachten Postfächer und die Kabel- und Landdepeschen der Reisenden zur Weiterbeförderung in Empfang und eilt mit seiner Last sofort dem Ufer wieder zu.

Während der Zeit, wo die Beamten unauffällig die Salon- und Kajütenpassagiere einer Musterung unterziehen, sie nach der Schiffsliste namentlich aufrufen, sich über ihre Nationalität und Wohin Auskunft erbitten und die Zolldeklarationen ausfließen lassen — hat der Zwischendecker Gelegenheit, die Umgebung zu mustern.

Linker Hand, wo das meiste Getöse herüber dröhnt, wo Lokomotiven und Fabrikschornsteine dicke Qualmwolken in die Lüfte schicken, erblickt er einen Teil von Communipaw und Jersey-City. Auf der rechten Seite dagegen sind jetzt ganz deutlich die mächtigen Gebäudekomplexe von „Manhattan-Insel“ sichtbar. „Manhattan-Insel“ ist die Insel, auf welcher das eigentliche New York aufgebaut ist. Es ist das südliche Ende der „West side“ des berühmten „Downtown“ oder alten Stadtteils, welches sich dem Auge darbietet. Nur kurze Zeit verweilt der Blick auf der mit Parkanlagen verschönten „Battery“, die den südlichen Teil von Manhattan bildet. Denn die gewöhnlichen Geschäftshäuser, ja selbst die Kirchtürme überragend, steigen am Horizont jene von Menschenhand erbauten Steinriesen empor, die der Volksmund mit Recht „Sky-Scrapers“ oder „Wolkenkratzer“ tauft. Zehn, fünfzehn und zwanzig Etagen hohe Gebäude erscheinen dabei als etwas Gewöhnliches. Klar erkenntlich ist vom Strome aus das turmgeschmückte Park-Now-Building, mit seinen 32 Stockwerken das höchste steinerne bewohnte Gebäude der Erde. Nur einen Stein-



Kinderspielplätze in New York.



wurf davon entfernt erheben sich auf dem grünen City-Hall-Square das Court-house und das Rathaus von New York. Dort, wo sich mitten im Häusermeer, einer Schlange gleich, die höchsten Bauten in der Ferne langsam verlaufen, pulsiert das Herz des kommerziellen amerikanischen Lebens am weltbekanntesten Broadway. Hoch über dem Ganzen aber flattern kleine viereckige Punkte — es sind Melanobrachen irgend eines Geschäftshauses. Erst nachdem sich das Auge an diesem ungewöhnlichen Anblick satt gesehen, bemerkt es am Manhattan-Ufer die von mächtigen Warenhäusern flankierten Anlegeplätze zahlreicher englischer und amerikanischer Dampfergesellschaften.

Inzwischen haben die Beamten an den oberen Deck ihre Pflichten erfüllt und der Dampfer — umkreist von einer Unmasse kleinerer Fahrzeuge, setzt sich langsam wieder in Bewegung. Gehört: er der „American“ oder „Red Star Line“ an, hat er nur eine kurze Entfernung zurückzulegen, um am Ziel zu sein, denn schon der vierzehnte Pier an der Manhattan-Seite, direkt vor „Washington Market“, ist sein Ankerplatz. War es jedoch ein deutscher Dampfer, und gehörte er zur Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Aktiengesellschaft oder dem Norddeutschen Lloyd, hat er noch zirka zwei Meilen stromaufwärts im North River zurückzulegen. Die Ankerplätze dieser beiden Gesellschaften befinden sich nämlich in Hoboken, außerhalb des Zwei-Meilen-Radius, nördlich von Jersey City, gegenüber von Manhattan-Insel. Ihnen nähert sich jetzt der Dampfer. Rechter Hand von der Manhattan-Seite passiert er dabei zirka 50 Miesepiers und Quais, linker Hand führt uns der Weg an den Miesepiers der New York State und West Pennsylvanischen, Erie und Del. Laç und West River Eisenbahnen vorüber. Ihre Schienenwege beherrschen hier für eineinhalb Meilen das Flussufer und ihre Ferryboote dominieren im Schiffsverkehr. Von ihren Bahnhöfen gelangt der Reisende nach allen Himmelsrichtungen in den Vereinigten Staaten. Gegenüber der 14. Straße in Jersey City kreuzt der Dampfer über jenen Teil des North Rivers, unter welchem demnächst ein mächtiger Tunnel Manhattan mit Jersey City direkt verbinden wird. Jetzt nur noch eine kurze Entfernung und der Dampfer ist am Endziel seiner Reise angelangt.

Gleichsam als Verlängerung der First Street (erste Straße) in Hoboken befinden sich die Depots und Quais der Hamburg-Amerikanischen Dampfergesellschaften. Nur zwei Häuserblöcke nördlicher, nämlich am Ausläufer der Third Street (dritten Straße) hat der Norddeutsche Lloyd seine Landungsplätze und Warenhallen. Langsam wird der Dampfer zum Quai gebracht. Mit dicken Stahltrossen wird der Koloß am Lande festgemacht und seine Anker fallen. Sofort wird das Kajütendeck durch Laufbrücken mit den offenen Empfangshallen am Lande verbunden und die Salon- und Kajütenpassagiere gehen an Land, wo ihnen das

nachgetragene Gepäck auf zollpflichtige Gegenstände hin untersucht wird. Stimmen die früher ausgefüllten Zolldeklarationen mit dem Inhalte der Gepäckstücke überein — steht ihrem Abgang nichts mehr im Wege, sie sind frei, im „freien Lande Amerika“.

Nicht so die Zwischendecker. Während sich „oben“ in den Empfangshallen die Kraft ihres Geldsackes freien Herrschaften mit gestikulierenden, schreienden, raufenden Portiers herumärgern, die Haifische gleich über die zollfrei gemachten Gepäckstücke herfallen — sind „unten“ die mitgereisten Proletarier von den Einwanderungsbeamten einer kurzen Musterung unterzogen worden. Von zahlreichen Polizeibeamten in Zivil bewacht, werden die gesamten Zwischendeckspassagiere mit Gepäck auf einen Regierungsdampfer „ungeladen“ und zurück geht es stromabwärts nach Ellis-Insel und der Bastille. War manchem Proletarier klopf das Herz gewaltig, wenn er hier die Landungshalle betritt. Zwar faßt er wieder Vertrauen, wenn er die zahlreich vorhandenen Regierungsdolmetscher auch seine Sprache reden hört — aber ob er als ein freier Mann die Untersuchungsräume verlassen wird, ist doch noch eine andere Frage. Nachdem durch Namensaufruf die Gegenwart sämtlicher Zwischendecker festgestellt, findet zunächst die ärztliche Prüfung statt. Die Ärzte teilen dabei ihre unfreiwilligen Klienten in drei Gruppen, nämlich in solche, die als gesund sofort passieren; in solche, die als zweifelhaft einer gründlichen Nachuntersuchung verfallen und in solche endlich, die wegen irgend eines im Gesetze vorgesehenen Gebrechens als untauglich zur Wieder-„Exportierung“ zurückgestellt werden. Es ist selbstverständlich, daß diese Untersuchung in für beide Geschlechter getrennten Räumen stattfindet. Da jedoch viele aus bestimmten Gründen einer gründlichen Untersuchung antipatisch gegenüberstehen — sind es nicht immer Zwischenfälle angenehmer Natur, die sich dabei abspielen. Die Depots, welche man in Hamburg, Bremen und Rotterdam für den Empfang und die Examination derjenigen Auswanderer erbaut hat, die mit deutschen oder belgischen Dampfern nach Amerika gehen wollen und die ärztliche Untersuchung, welche daselbst stattfindet, haben es mit sich gebracht, daß nur höchst selten einem von Deutschland kommenden Emigranten, geistiger oder körperlicher Fehler wegen, der Eintritt in die Vereinigten Staaten verweigert wird. Der größte Prozentsatz solcher Unglücklichen fällt auf die Zwischendecker englischer, französischer und amerikanischer Linien, wo die Zwischendeckspassagiere weniger gründlich untersucht werden, ehe sie an Bord gehen. Außer Schwindsuchtscandidaten, sind es vor allem Leute mit ansteckenden Geschlechts-, Haut- und Augenkrankheiten, die der Nichtaufnahme verfallen.

Der ärztlichen Prüfung folgt die Untersuchung des Portemonnaies. Laut Gesetz soll jeder erwachsene Einwanderer im Besitze von

fünfzig Dollar sein. Diese Summe ist in bar vorzuweisen. Es sind gar merkwürdige Plätze, aus welchen zahlreiche Emigranten dabei ihre pekuniären Schätze hervorziehen. Russische Männer verstecken mit Vorliebe ihr Geld im hohen Stiefelschaft oder unter der Fußsohle. Andere haben im Ledergürtel, ja selbst im Hemde ihr Geld eingenäht. Die Frauen tragen mit Vorliebe ihr Geld in einem Beutel um den Hals gehängt auf der Brust, einige gar im Haar verflochten, andere in einer geheimen Tasche im Unterrock. Solche Einwanderer, welche nicht genügend Geld haben, werden in den meisten Fällen ebenfalls zurückgeschickt — da ihre Mittellosigkeit „laut Gesetz“ die Aussicht eröffnet, daß sie an Land gelassen dem Armenunterstützungswesen zur Last fallen könnten. Nur dann, wenn Freunde oder Verwandte in den Vereinigten Staaten, und vor allem in New York, für mit weniger Mitteln ausgerüstete Proletarier einen Garantieschein (Bond) unterzeichnen, in welchem sie sich verpflichten, für den Unterhalt des Betreffenden persönlich aufzukommen, wird ein Auge zugedrückt und weniger als fünfzig Dollar genügen, den Proletarier zu amerikanisieren.

Trotzdem die ärztliche Untersuchung sowohl wie auch die pekuniäre ziemlich scharf betrieben wird, sind es in der Regel nur wenige, welche zur Deportation verurteilt werden. Im Jahre 1904 z. B. traf unter beinahe 900 000 in den Vereinigten Staaten eingewanderten Personen dieses Schicksal nur 8000 oder einen unter 112 Emigranten. Die Mehrzahl davon waren jüdische Leute aus Polen und Galizien, denen vornehmlich ansteckender Krankheiten wegen der Eintritt verweigert wurde. Um Uebergriffen der Einwanderungskommissionäre ihren jüdischen Glaubensgenossen gegenüber vorzubeugen, hat sich ein jüdischer Einwandererschutzbund gegründet, dessen Hauptquartier in New York, dessen Zweigvereine über alle Staaten der Union zerstreut. Seine Vertreter überwachen alltäglich die Vorgänge auf Ellis-Insel. Die zur Deportation Verurteilten werden dann entweder im Krankenhaus oder in zellenartigen Räumen auf Ellis-Insel so lange festgehalten, bis sie von derselben Dampfergesellschaft, die sie hergebracht, wieder „aufgeladen“ und nach dem Abfuhrhafen zurücktransportiert werden.

Alle diejenigen Einwanderer aber, die gesund im Besitze der nötigen Mittel sind, erhalten ihren behördlichen Landungsschein, der ihnen gestattet, nach stattgefundener Zollrevision ihres Gepäcks Ellis-Insel zu verlassen und an Land zu gehen.

Flinke Ferryboote bringen diese Glücklichen wohin sie wollen. Eine halbe Stunde später betreten sie zum ersten Male als „freie Männer“ den amerikanischen Boden, wo sie wenige Tage später der amerikanischen Lohnsklaverei verfallen, die dem eingewanderten „Greenhorn“ mit harten Worten aufs neue den Text des alten Liedes vom „Kampf ums Dasein“ predigt! —

Die beiden Lehmanns.

Eine Spießbürgergeschichte von P. Hentig.

Zwei Kassetauben sollten es sein. Ein Läufer und eine Taube. Also ein richtiges Pärchen, wie es ihr früherer Besitzer, Herr Lehmann, versichert hatte. Und da die Tauben im Schlege eines villenartigen Landhauses mit Obst- und Ziergarten doch einen Namen haben müssen, Laubennamen aber heutzutage noch ziemlich selten sind, so nannte man sie schlechtweg, gewissermaßen zum Andenken an ihren früheren Herrn, die beiden Lehmanns.

Die beiden Lehmanns waren schneeweiß, edel von Gestalt, kräftig gebaut, mit einem

Wort Kassetauben. Ihre Uebersiedelung in das neue Heim vollzogen sie in einer braunen Fünfpfundtüte aus derbem Papier, in der früher einmal ganz gewöhnliche Reiskörner ein beschauliches Dasein gefristet hatten.

Hermann Lange war ganz stolz auf seine beiden Lehmanns. Prachtkerle nannte er sie. Alle seine schon so oft zu Grabe getragenen Hoffnungen auf eine edle Taubenzucht erwachten von neuem. Das sollten ein paar Stammeltern werden, die sich sehen lassen durften! In Jahresfrist müßten sie sich aller menschlichen Berech-

nung nach mindestens zu einem Laubenboß von achtzehn Köpfen vermehrt haben. Dann aber war die Reihe zum Lachen an ihm, den sie bisher immer alle ausgehöhnt hatten. Und die elenden Pfautentauben, die sich jetzt so breit im Schlege machten, sollten sich schon in die äußersten Winkel flüchten. Seit Jahresfrist etwa war der Geist der Taubenzucht über Hermann Lange gekommen. Mit graublauen Feldflüchtern hatte er angefangen. Drei Wochen strengen Arrestes im Schlege aber hatten es nicht vermocht, den freheitsdurstigen Tieren das neue

Sein lieb und wert zu machen. Gleich vom ersten Ausflug waren sie nicht wiedergekommen. Dann hatte sich Hermann Lange mehr auf die Massenzucht gelegt. Ein paar steingraue Eulige wurden in den Schlag einlogiert. Auch sie flogen beim ersten Öffnen des Schlages fort auf Nimmerwiedersehen.

Am nächsten Tage aber wollte der neun-jährige, naseweise Enkelsohn des verwaisten Taubengroßvaters auf dem Hofe des Nachbarn die ausgerupften Federn der Euligen gesehen haben. Auch Massetauben sollen einen schmackhaften Braten geben!

Nach dieser Erfahrung kam ein Paar schwärzlicher Birtauben an die Reihe. Das Weibchen starb gleich an einem der ersten Tage, der Läufer machte bei trübem Regenwetter seinen ersten Ausflug, der ihm aber gar nicht bekam. Sein Gefieder war naß und schwer geworden, so daß er nicht mehr recht Herr über seine Flügel war und sich verschluckt und halberstarrt hinter einem Meißighaufen auf dem Hofe verbarg.

Das war ein gesundesessen Fressen für Pennewipp, den Hund. In großen Sägen sprang der graue Wolfspiz auf das arme Tier zu, nahm es beim Flügel und schlug sich den ängstlich flatternden Läufer vergnügt um die Ohren. Hermann Lange warf einen Holzspannen nach dem Uebelthäter. Dieser Wink mit einem solchen Baunpfahle genügte. Pennewipp ließ den Läufer liegen, klemmte den Schwanz zwischen die Beine und zog sich in seine Hütte zurück. Dem armen Läufer aber waren beide Brustfedern. Hermann Lange besah das Tier von allen Seiten, schüttelte seinen grauen Kopf, holte das Weil aus dem Keller, ging nach dem Hautloz und kürzte die Leiden des blutenden Vogels dadurch ab, daß er ihm kurz entschlossen den Kopf vom Rumpfe trennte. Unter einem Fliederbusche, wo bereits fünf Maulwürfe begraben lagen, erhielt der Läufer seine letzte Ruhestätte.

Jetzt aber waren die beiden Lehmanns da. Nun sollten sich alle die Hoffnungen Hermann Langes erfüllen, die ihre Vorgänger nicht verwirklichen konnten. Er war ein guter Beobachter. Er kannte alle Eigentümlichkeiten der Tauben. Stundenlang stand er auf der Leiter hinter dem großen Glasfenster an der Rückwand des Schlages und beobachtete die Tiere. Er wußte es, wie sie sich benahmen, wenn sie Hunger hatten oder nach frischem Wasser verlangten. Er wußte genau, wenn die Zeit des Eierlegens gekommen war. Er wußte, was eine Taube für den Nestbau liebt. Er verstand es, die ausgefrohenen Zungen gegen Kälte und Zugluft zu schützen usw. Und überall, wo es sich bisher um kleine Hülfeleistungen für die das Brutgeschäft ausübenden Tauben gehandelt hatte, waren seine eigenen Tauben ja noch gar nicht mal in Betracht gekommen. Jetzt aber . . . na, die beiden Lehmanns sollten es gut haben!

Mit sonderlicher Freundschaft und großer Ehrerbietung waren die beiden Lehmanns nicht gerade im Schlage aufgenommen worden. Nur das Sprichwort nennt die Taube ein laustes, friedliebendes Tier. In Wirklichkeit ist auch sie gehässig und futterneidisch, wie es schlimmer nicht die bissigsten Hunde aufeinander sein können.

Aber die beiden Lehmanns verstanden es rasch, sich Respekt zu verschaffen. Mit gesträubten Halsfedern und spitzen Schnäbeln gingen sie gegen die alteingesessene Schaar des Schlages vor. Ihr Auftreten mußte imponiert haben, denn bereits nach ein paar Tagen war es so weit, daß die beiden Lehmanns die unbestrittenen Herrscher der obersten Sitzstangen und des ganzen rechten Teiles des Schlages waren, während sich die Pfautauben scheu unter die Dachabsträgungen drückten.

Und die beiden Lehmanns herrschten. Sie herrschten geradezu despotisch, ließen keine andere Taube an den Fress- oder Saufnapf früher heran, als bis sie sich dermaßen vollgepumpt hatten, daß die angeschwollenen Kröpfe ihnen jegliches aggressive Vorgehen vollkommen unmöglich machten. Nur in diesem Zustande der Sättigung konnte man an dem Massetaubenpaar die Wandlung von Cholerikern zu Phlegmatikern wahrnehmen.

Mit behaglichem Schmunzeln sah Hermann Lange dies alles mit an, um schließlich zu dem Schlusse zu kommen, daß sich seine beiden Lehmanns nun wohl endlich „eingewöhnt“ hätten und allmählich an das Brutgeschäft denken konnten. Allein den beiden Lehmanns lag alles andere näher als dieser Gedanke. Sie mußten also etwas nachdrücklicher mit dem Brutgedanken vertraut gemacht werden.

Hermann Lange kannte sich auf diesem Gebiete aus. Er besorgte sich ein paar Ofenkacheln und stellte eine derselben, mit der glasierten Seite nach unten und der napfartigen Ausbuchtung nach oben, in eine dämmerige Ecke des Schlages — natürlich auf die Seite des von den beiden Lehmanns behaupteten Territoriums. Dann schnitt er Strohhalme und dünnes biegsames Meißig in spannenlange Stücke und streute die Nestbaumaterialien regellos auf den Boden des Taubenschlages.

Allein die faulen Lehmanns bauten nicht. Dafür aber taten es die Pfautauben. Schlichtern trippelten sie, wenn sie sahen, daß die beiden Lehmanns sich vollgefressen hatten, auf das feindliche Gebiet hinüber und stahlen einen Strohalm und ein Meißigzweiglein nach dem anderen. Nur die Kackel ließen sie liegen.

Hermann Lange wurde mißmutig, gab aber doch die Hoffnung nicht auf. Vielleicht lag es gar am Futter. Er kaufte gemischte Kost: Erbsen, Linsen, Wicken. Die guten Tauben waren sichtlich einer solchen Abänderung des Nahrungszettels nicht abgeneigt. Sie schnabulierten klüchtig und gönnten auch in satter Hochherzigkeit den scheuen Pfautauben ein paar bescheidene Körnchen. Im Eierlegen und Brüten aber streiften sie nach wie vor.

Hermann Lange kratzte sich den grauen Kopf, stieg bedächtig von der Leiter herunter und kaufte Anis. Jrgendwo hatte er mal gelesen, daß Anis eine besondere Anziehungskraft auf alle Tauben ausüben sollte. Mit listigem Schmunzeln streute er den duftenden Anis im Schlage aus und brachte von neuem spannenlang geschnittenes Stroh und Meißig herbei — das müßte nun doch endlich helfen! Aber auch der Anis tat seine Schuldigkeit nicht, Lehmanns führten ein zufriedenes Taubendasein, aber Eier legten sie nicht. Dafür aber saß die eine Pfautauben schon wieder auf zwei weißlichen, dünnchaligen Eiern.

So vergingen Tage und Wochen und die beiden Lehmanns fraßen sich voll und schwer, wollten aber durchaus und durchum von dem Geschäft des Eierlegens nichts wissen. Aus den Bruteiern der Pfautauben aber waren zwei kleine, nackte, piepende Vögelnchen ausgekrochen, die andauernd die hungrigen Schnäbelchen aufsperrten und sich von ihrer Mutter füttern ließen.

Das war nun eine Zeit stillen Ingrimmes für Hermann Lange. Er sah weniger häufig als sonst nach dem Schlage und die bescheidene Frage eines Hausgenossen, ob die Lehmanns noch immer keine Eier gelegt hätten, konnte ihren Besitzer in eine gelinde Wut bringen.

Diese Wut erhöhte sich noch um ein Bedeutendes, als eines Morgens konstatiert werden mußte, daß die beiden „friedlichen“ Lehmanns eine der jungen Pfautauben durch gehässige Schnabelhiebe in ein besseres Jenseits befördert hatten.

Hermann Lange sah, daß er wieder um eine Hoffnung ärmer in seinem auf dem Gebiete der Taubenzucht so hoffnungsarmen Leben geworden war. Es wuchs in ihm ein Haß gegen die beiden Lehmanns auf, der stärker und stärker wurde, je weniger die beiden Massetauben an das Eierlegen dachten. Doch es glimmerte noch immer ein Hoffnungsfünkchen in der so arg enttäuschten Brust Hermann Langes.

So war das Frühjahr gekommen. Die junge Pfautauben war ziemlich ausgewachsen und die alten rüsteten bereits wieder zum neuen Brutgeschäft. Die Witterung war eine so milde, daß der Schlag den ganzen Tag offen stehen konnte und seine Zusassen es sich auf Laubendach, Baun und Teppichstange bequem machten. Das Gurren, das den Winter über nur schwach in den Schlägen vernehmbar gewesen, füllte jetzt die Luft. Von überall her drangen die weichen, lockend-losenden Muse, die an fernschwingende, tiefe, abgetönte Glockenklänge erinnerten.

Hermann Lange arbeitete im Garten. Er steckte die Gemüsebeete ab. Der Nachbar, auf dem noch immer der Argwohn lastete, den die auf seinem Hofe gesehenen ausgerupften Federn der Euligen wachgerufen, setzte Salatpflänzchen ein.

Ein Gruß, ein paar Worte flogen über den Baun.

„Wie die Duvven rufen!“

„Ja, — das Frühjahr!“

„Na, brüten denn die beiden Lehmannschen schon?“

„Noch nicht, Nachbar!“

„Welche sind et denn?“

Hermann Lange streckte den gekrümmten Rücken und und wies mit dem Daumen nach der Teppichstange hinüber: „Die beiden da drüben.“

Der Nachbar war ganz dicht an den Baun herangekommen; mit der Hand beschattete er die Augen. „Die weißen, die so laut gurren und sich drehen?“

„Ja, Nachbar!“

„Na, die können doch auch keine Eier nicht legen!“

Ein böser Blick Hermann Langes funkelte über den Baun.

Aber der Nachbar ließ sich nicht beirren.

„Det sind ja 'n paar Läufer!“

„Läufer?“

„Haben Se denn det noch nicht jemerkt?“

Hermann Lange ließ die Maßschnur fallen. Schweren Schrittes trottete er zu den beiden Lehmannschen nach der Stange hin. Starrte sie an, wieder und immer wieder. Mit müden, enttäuschten Augen. Eine lange Zeit. Die beiden Lehmanns aber spreizten sich und hielten die Köpfe weit nach hinten zurückgebogen; kräftig hob sich ihr weißes Gefieder von dem blauen Frühlingshimmel ab und ihr Gurren übertönte das Lied der Lerche, die jubelnd über dem lichten Erstlingsgrün des nachbarlichen Saatesfeldes aufstieg.

Da senkte Hermann Lange tief auf und wandte sich ab. Mit gesenktem Kopf und zitternden Knien schlurfte er dem Hause zu. Seine Augen hatten etwas Müdes; die Frühlingssonne mit ihren grellen Lichtern auf Weg und Wand tat ihnen weh.

Noch einmal schüttelte Hermann Lange sein graues Haupt. Dann schlug die Haustür mit lautem Knall hinter ihm ins Schloß. Erschreckt flatterten die gurrenden Tauben auf.

*

Am Abend gab es bei Langes Taubenbraten. Die Lehmannschen sollen sehr zäh gewesen sein. Die Taubenzucht hat Hermann Lange ganz aufgegeben. Jetzt hat er sich Kaninchen zugelegt. Von denen kann wenigstens kein Mensch verlangen, daß sie Eier legen sollen. —

Rahnfahrt.

Und wieder lenk', wie ich so oft getan,
Durch dichten Schilf zum See ich meinen Rahn
Und zu dem Tempel, den ich mir erwählt.
Auf schlanken Säulen ruht sein grünes Dach.
In ihm flücht' ich mit Allem was mich quält,
Erheb' die Seele aus dem Ungemach
Mit dem der graue Alltag mich umspannt . . .

Leis plätschernd, träumend fast das Ruder taucht
Sich in den See, der golden überhaucht
Vom letzten Sonnenkuß.

Und leise, leise,
Vom Ruder Tropfen gleiten in die Flut,
Und ziehen auf dem Spiegel goldne Kreise,
In die noch Feuer gießt die Sonnenglut,
Daß ich geblendet muß die Augen schließen . . .
Das Ruder gleitet aus der müden Hand,
Und so treibt steuerlos mein Rahn zu Land.
Vom Abendwind erklingt das schwanke Rohr,
Mein Tempel winkt, es rauscht das Laub der Bäume,
Helljauchzend grüßt der Nachtigallen Chor . . .
So, zieh' ich jubelnd ein ins Reich der Träume. —
Karl Petersson.

New Yorker Kinderpielplätze. Das Bestreben, für die heranwachsende Jugend aller Volksschichten in sozialer und hygienischer Richtung so gut wie möglich zu sorgen, ist vielleicht in keiner Weltstadt so natürlich und selbstverständlich wie in New York. Hier, wo alle Kulturelemente und neue, von keiner Tradition und keiner geschichtlichen Entwicklung gehemmte Zeitideen oft genug ganz unvermittelt aufeinander prallen und zum rapiden, nicht selten sprunghaften Vorwärtstreiben drängen, ist das Kind, die werdende Generation, ein noch bedeutend wesentlicherer Faktor für die gesamte Entwicklung des Landes, als bei uns.

Was in dieser Hinsicht auf der einen Seite dem objektiven Kritiker vielleicht nicht gerade immer unbedingt als Vorzug und erfahrungswertiger Vorteil erscheint, bringt andererseits ganz außerordentlich große Vorteile mit sich. Zu diesen unschätzbaren Erziehungsfaktoren, die sowohl vom sozialpolitischen wie vom allgemein menschlichen Standpunkt aus mit Freude zu begrüßen sind, gehört die Fürsorge für die geistliche Körperentwicklung der Kinder aller Stände. Den gegebenen Verhältnissen nach, die auf das Zueinanderwirken von ungünstigen klimatischen Verhältnissen und bis zum Uebermaß getriebener Ausnutzung des Grund und Bodens zurückzuführen sind, ist das Kind New Yorks in bezug auf Luft, Platz und Ruhe, drei zu seinem Gedeihen unentbehrlichen Faktoren, sehr schlecht gestellt. Hier Wandel zu schaffen, ist neben den Bemühungen nach einer möglichst rationellen, gesundheitlich einwandfreien Säuglingsernährung eine der Aufgaben, der sich die einsichtigen Elemente der New Yorker Bevölkerung mit starkem Hebeldruck zuwenden.

Grüne Plätze zu schaffen, der baum- und blütenarmen Stadt, deren Muskulatur aus Eisen- und Stahlbauten mit steinernen Füllungen und Ergänzungen besteht, ihrem Innern ein bißchen frische Luft zuzuführen, und somit den schlimmen nachhaltigen Schädigungen des überhasteten Lebens und der ungünstigen Klimaverhältnisse entgegen zu arbeiten, das betrachten sie als eine ihrer wichtigsten, vornehmsten Pflichten gegen die Allgemeinheit und gegen ihr Land. Grünplätze, die wiederum in erster Linie den Kindern zugute kommen, auf welche die Kleinen und Kleinsten zum „Luft schnappen“ von den Müttern, älteren Geschwistern oder den mit ihrer Obhut betrauten Diensthilfen hinausgetragen und gefahren werden. Wo aus irgend welchen Gründen weder die eine noch die andere Art der Voraufsichtigung vorhanden ist, stellt städtische und private Fürsorge Aufsichtspersonal. Ein gleiches geschieht bei den größeren Kindern, die mit Lehrern und Lehrerinnen und deren männlichen und weiblichen Helfern alle Arten von Spielen hier im Grünen vornehmen und, in Gruppen oder kleine Vereinigungen geteilt, Erholung, Vergnügen und Belehrung finden.

Dem prächtigen zoologischen Garten, der mit Ausnahme eines einzigen Wochentages unentgeltlich

geöffnet ist und dessen noch lebhaftere Frequenz nur seine sehr große Entfernung vom Stadtkern hindert und dem bekannten prächtigen Centralpark, den beiden älteren Parkanlagen aber durch ihren festigen Charakter ursprünglich baumarmen Insel Manhattan, auf welcher die Stadt New York steht, sind in letzter Zeit noch eine Anzahl Grün- und Spielplätze angeeignet worden, die sich auf die verschiedenen Distrikte verteilen.

Zu den amüsantesten und charakteristischsten Gepläntzen auf diesen „play-grounds“ gehört die Abhaltung des „arbor day“. In ihm versammeln sich Lehrer und Kinder in festlichem Gewande. Von Gesang und klugem Spiel begleitet wird ein Umzug veranstaltet. Nach Beendigung einer sich an den Umzug anschließenden Ansprache wird der wichtige, von der Jugend mit äußerstem Interesse verfolgte Akt des Pflanzens einiger junger Bäume vorgenommen. Diese Bäumchen und alle ihre sich von Jahr zu Jahr vermehrenden Kollegen stehen im besonderen Schutz der Jugend, die sie gleich persönlichen Freunden schätzt und liebt.

Auf diese Weise wird den als gemütsarm fast beschriebenen New Yorkern beziehungsweise der Jugend des wohl ebenso viel gute wie schlechte Eigenschaften in seinen Bewohnern fördernden modernen Babels, neben einer hygienischen Förderung auch ein bißchen Liebe und Verständnis für die Natur mit auf den Lebensweg gegeben.

Lockspitzelelen aus der Zeit Napoleons III. Seit der Zeit Ludwigs XIV. ist fast kein Blatt der französischen Geschichte frei von Spuren des Treibens der politischen Polizei. Das Spitzeltum hat aber in Frankreich noch Zeiten besonderer Blüte gehabt. Eine solche war die Napoleons III. Das böse Gewissen des Dezembermannes und der Dezemberbande ließ die Staatsstreichselben beständig Angst schwingen vor der rächenden Nemesis. Zur Beruhigung der ängstlichen Gemüter wurde die Geheimpolizei in einem bisher unerreichten Maße ausgebildet. Zu dem alten Bestand von Spitzeln kam noch eine besondere geheime Leibwache von kaiserlichen Banditen. An der Spitze der ganzen Organisation stand der Pariser Polizeipräfekt Pietri, gleichfalls ein Korse. Ein Freund und Landsmann Pietris, der politische „Agent“ Griscelli, hat aus den Geheimnissen der geheimpolizeilichen Tätigkeit der fünfziger Jahre später einiges ausgeplaudert. Seine Enthüllungen gipfeln in dem Satz: „Geheimagenten und Geheimpolizei sind in meinen Augen, wie wohl in denen jedes Eingeweihten, Einrichtungen, die lediglich dazu geschaffen sind, den Tyrannen zur Befriedigung ihrer despotischen Gelüste zu dienen. Meist spioniert sich die Polizei nur selber nach . . .“ Dies letztere gilt für mehrere der Attentate oder versuchten Attentate in dem Sinne, daß sie von der Geheimpolizei durch Lockspitzel fabriziert worden sind. Damals hegte immer eine „Verschwörung“ gegen das Leben des Dezembermannes die andere. Das entsprach dem Interesse der Regierung, die ihre Willkür immer noch zu steigern wünschte; es entsprach aber auch ganz besonders dem Interesse der politischen Polizei, deren Unentbehrlichkeit dadurch ins rechte Licht gerückt wurde, und deren Appetit nach den vierzehn Millionen Scheimfonds dabei auf seine Rechnung kam. So er fand die politische Polizei Komplote, wenn es ihr paßte. Bei wirklichen Verschwörungen waren fast immer die schmutzigen Hände von Lockspitzeln im Spiel. Die Polizei setzte dann alle Hebel in Bewegung, nicht etwa, um das Komplott im Keime zu ersticken, sondern um es sorgfältig großzuziehen und ausreifen zu lassen. Etliche Attentate hatten direkt agents provocateurs der politischen Polizei zu Urhebern. Dies gilt zum Beispiel von der Affäre der Komischen Oper im Jahre 1853. Griscelli berichtet darüber folgendes: Ein Lockspitzel namens Lagrange trat unter falschem Namen als Arbeiter in die Fabrik von René-Caille ein. Ein anderer namens Platon fand in einer Pariser Gartenmöbelfabrik Beschäftigung. Die beiden Ehrenmänner waren instruiert, ihre Pflicht als Arbeiter gewissenhaft zu erfüllen und nur während der Spausen und an Feiertagen „politisch“ tätig zu sein. Ihre Aufgabe war, sich bei ihren Arbeitskollegen durch Freigebigkeit beliebt zu machen und ihnen Opfern dann einzureden, Frankreich stehe am Vorabend einer großen Revolution; Napoleon und Eugenie müßten beseitigt werden. Jeden Sonntag hatten die beiden Agenten auf der Präfektur Bericht zu erstatten und Geld sowie weitere Instruktionen in Empfang zu nehmen. Eine ganze Menge Arbeiter war tatsächlich vertrauensselig genug, um den wahren Charakter der beiden Halunken nicht zu durchschauen und auf den Leim zu gehen. Es kam eine Verschwörung zustande, über deren Fort-

schritte die politische Polizei beständig auf dem Laufenden gehalten wurde. Als eine genügende Anzahl in das Komplott verwickelt waren, lockten Lagrange und Platon ihre Opfer nach der Komischen Oper, wo das Kaiserpaar zu einer Galavorstellung erscheinen wollte. Und dann wurde das Netz gezogen; ehe die Vorstellung zu Ende war, saßen schon 57 Arbeiter der beiden Fabriken hinter Schloß und Riegel. Die beiden Lockspitzel aber empfingen ihren gebührenden Lohn: Lagrange wurde Polizeikommissar und Ritter der Ehrenlegion; Platon brachte es zum Oberkommissar. Ebenso mitbringend für einen privilegierten Verbrecher war das Attentat Pianori (1855). Pianori ist nach Griscellis Bericht durch einen „Agenten“ namens Hébert zu seinem Unternehmen angeleitet worden. Er kam als arbeitsuchender Schuhmacher nach Paris. Da er keine Beschäftigung fand, geriet er bald ins größte Elend. Zu seinem Unglück geriet er in Verührung mit dem Lockspitzel Hébert. Dieser Schurke brachte dem armen Schuster anscheinend warme Teilnahme entgegen, unterstülzte ihn materiell und gewann dadurch sein Vertrauen dermaßen, daß Pianori für seinen vermeintlichen Wohltäter durchs Feuer gegangen wäre. Der Spitzel gebrauchte seinen Einfluß dazu, sein Opfer zu einem Attentat auf Napoleon anzutreiben; der Unholspieler dabei auch eine große Rolle. Eines Tages, als der Agent Pianori wieder betrunken gemacht hatte, schleppte er ihn nach den elysäischen Feldern und drückte ihm einen Revolver in die Hand. Der Unglückliche gibt drei Schüsse auf Napoleon ab, wird verhaftet, zum Tode verurteilt und hingerichtet. Der Agent Hébert aber wird zum Ritter der Ehrenlegion ernannt, wie es im „Moniteur“ heißt: in Anerkennung außerordentlicher Verdienste. — a. c.

Eine neue Kartoffelpflanze. Historisch nachgewiesen ist, daß Spanien die Kartoffel um die Mitte des 16. Jahrhunderts aus Südamerika und etwas später Engländer aus Nordamerika in ihre Heimat einfuhrten. Ob die Wissenschaft der Ursprünge je habhaft werden wird, erscheint recht fraglich, da die Kartoffel sich in der Kultur sehr schnell und wesentlich verändert. Nun gibt es aber drei Pflanzen, von denen unsere Kartoffel abstammen kann, eine ganze Reihe. Eine derselben, die in Peru wild wächst, wurde vor einem Jahrzehnt in 6 Knollen nach dem botanischen Garten zu Marseille überführt und hier in Kultur genommen. Diese Pflanze, sie wurde Solanum Commersonii genannt, hatte nur wenig Ähnlichkeit mit unserer Kartoffel, Solanum tuberosa. Sie wurde 7 Jahre lang in trockenem Boden kultiviert. Die Knollen nahmen zwar an Größe zu, behielten aber ihren unangenehmen bitteren Geschmack und einen jasmintartigen Geruch. Dazu sitzen sie am Ende langer Ausläufer. Die Frucht blieb herzförmig.

Erst als diese Pflanze zu Versuchskulturen weitere Verbreitung fand, zeigte sich, daß sie sich beim Anbau in sumpfigem Gelände wesentlich veränderte und im Laufe von 3 Jahren ein Ansehen erhielt, wodurch sie sich nur wenig von manchen bekannten Kartoffelsorten unterschied. Die langen Ausläufer waren verschwunden, die Knollen hatten den bitteren Geschmack verloren und an Stärkegehalt gewonnen. Auch Blüte und Frucht waren unserer Kartoffelpflanze ähnlich geworden, wozu sich noch weitere Uebereinstimmungen gesellten.

Dieses schnelle Wändern einer Pflanzenart ließ in wissenschaftlichen Kreisen den Gedanken entstehen, daß Solanum Commersonii sicherlich eine wichtige Rolle bei der Entstehung unserer gewöhnlichen Kartoffel gespielt hat.

Auch eine wirtschaftliche Bedeutung kann diese neue Kartoffel vielleicht erhalten, einmal, weil sie sumpfigen Boden beansprucht, der sonst für Kulturen ziemlich nutzlos ist; dann gibt ihr Kraut ein gutes Futtermittel für Pferde, Esel und Ziegen; auch sollen die Knollen dem menschlichen Gannem genießbar erscheinen. Ein weiterer Vorteil liegt darin, daß die Pflanze ausdauernd ist; sie braucht also nicht jedes Jahr neu angebaut zu werden, sondern die Kraut- wie Knollenernte kann immer wieder von alten Stöcken erfolgen. Die Kartoffelkrankheit, welche in unseren Kartoffelkulturen manches Jahr so großen Schaden anrichtet, hat sich bei dieser neuen Kartoffel bisher nur in ganz verschwindend geringem Maße bemerkbar gemacht. — h. h.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!